

(Nachdruck verboten.)

## Was ist Ruhm?

22]

Roman von Max Kreher.

Lorenzen, der gut gefrühstückt hatte, war nicht böse über diese abermalige Zerteilung der Arbeit, die vortrefflich gelungen erschien. Er wollte ihn in der Vollendung nicht stören, und so ging er wieder mit einer Ausrede, ohne Klara eines Blickes zu würdigen. Als er aber draußen war, lachte er still vor sich hin bei dem Gedanken daran, wie ungefährlich ihr Kämpfen erscheinen müsse, dem sie sicher nur das Modell sein wollte und weiter nichts. Dieser Brabe war ihr der Eisbüchel, in den sie nur die Finger tauchte, um die Hitze zu fühlen, die sie von ihm, Lorenzen, empfangen hatte. Er freute sich seiner Weiberkenntnis und war beruhigt. Trotzdem sollten sich die beiden in ihrer Siegesicherheit nicht wiegen, denn schon am anderen Tage hatte Lorenzen seine Ansicht über den zweiten Entwurf geändert. Er nahm den Ton zur Hand und verdeckte die Nacktheit wieder durch Gewandung, mit der gleichgültigen Miene des Künstlers, dem es nicht leid tut, die verpfuschte Arbeit noch einmal zu machen. Aber in seinem Innern garte es, denn er malte sich aus, wie schön Klara sein müsse nach diesen kümmerlichen Andeutungen eines jungen Meisters. Kämpfen hatte ihm gehörig den Mund wässrig gemacht in seiner trocknen Art, mit der er die Kunst über alles im Leben stellte; aber aus seiner Stimme war ein Bittern gegangen wie Schwingungen einer ergriffenen Seele.

Klara stand ruhig und gelassen in ihrer faltenreichen Gewandung, ein Lächeln auf den Lippen, das für Lorenzen eine Sprache mit tausend Worten war. Aber nur die Arbeit vor Augen, tat er so, als sähe und hörte er nichts. Sie aber ahnte, was in ihm vorging; und als er mit kalter Miene einige Falten an ihrer Gewandung verlegte und dabei über ihren Nacken streichen mußte, erschauerte sie am ganzen Körper.

10.

Nicht lange darauf wurden die Freunde zu einem Nehraus geladen, den Professor Heilke etwas spät als Schluß der Winterfestlichkeiten für die Intimen seines Hauses gab. Kämpfen war erstaunt, denn noch niemals hatte er die Schwelle des großen Mannes betreten. Lorenzen jedoch, der in letzter Zeit des Abends seine besonderen Gänge gehabt hatte, gab ihm die nötige Aufklärung. Heilke fühle sich jedenfalls verpflichtet dazu, nachdem er unlängst in ihrem Atelier aufgetaucht sei; er lasse Kämpfen ausdrücklich bitten, von jedem Besuch vorher Abstand zu nehmen, denn es sei durchaus kein großer „Sez“, und unter Kollegen brauche man nicht viel Umstände zu machen. Dabei verschwieg Lorenzen wohlweislich, daß er die ganze Sache eingerührt hatte, um dem treuen Kunstgenossen dienlich zu sein. Im nächsten Jahre wollte Kämpfen seinen Löwenkämpfer in die große Ausstellung bringen; wenn dann Heilke in die Jury gewählt wurde, was als sicher anzunehmen war, dann konnte das ihnen beiden zugleich von großem Nutzen sein, denn auch Lorenzen würde dann mit seinem großen Modell zum Denkmal soweit sein, um es dem Publikum am Lehrter Bahnhof vorzuführen.

Draußen vor dem Gitter der Villa, die im vornehmsten Teile Charlottenburgs lag, zögerte Kämpfen noch, wie jemand, der erst ein unbehagliches Gefühl unterdrücken muß, bevor er irgend einer dunklen Gefahr entgegengeht. In dem kleinen Vorgärtchen sah er „Die Ringerinnen“ stehen, ein Werk Heilkes, das er vor mehreren Jahren ausgestellt, aber nicht verkauft und hier als Schmutz aufgepflanzt hatte. Lorenzen lobte es sehr. Kämpfen jedoch konnte in diesen gedrungenen Posefiguren, auf deren dunkler Bronze sich der Schein der hellerleuchteten Fenster wiegte, nichts besonderes entdecken. Lorenzen aber, heute zu allerlei Scherzen geneigt, faßte die Gruppe symbolisch auf.

„Siehst Du, so kämpfen die Frauenzimmer um den Mann, der irgentwo im Hintergrund steht,“ sagte er heiter. „Die dann oben liegt, die kriegt ihn.“

Kämpfen lachte erst kurz, als er hörte, daß die Ringerinnen auch in kleiner Ausgabe bei Gladenbeck erschienen seien und sogar auf dem Schreibtisch der Kaiserin stünden,

wie Heilke prahlerisch erwähnt habe. „Güßcher Briefbeschwerer,“ knurrte er, ließ sich dann aber geduldig fortziehen, denn aus einem Wandauer hinter ihnen wirbelten soeben helle, duftige Kleider.

„Ah, Herr Lorenzen . . . Willkommen.“ Die Frau Professor, ganz in pfirsichfarbiger Seide, von oben bis unten rot beaspelt, schob sich aus einer Herrengruppe hervor und reichte ihm die fette, sechsmal beringte Patzche, die sie so hoch hielt, daß sie sich fast von selbst den aufmerksamen Lippen des Blondens zuneigte. Ihr rundes, fast braunrotes Gesicht strahlte; ihr mächtiger, eingeengter Busen quoll fast freudig unter dem feinen Spinnweb des Bruststeins hervor, und seinem Bogen entströmte der starke Duft von Abazziabeilschen, in dem sie sich förmlich gebadet hatte. Und mit ihrer runden Beweglichkeit funkelten die Brillanten an den Ohrläppchen, an dem Halbmond auf der Brust und an dem Stern auf der hochgewölbten, grauen Stirn.

Und Lorenzen verstand dieses Entgegenkommen zu würdigen; er fand sich jetzt hier ganz anders zurecht als vor Jahren, wo er von ihren „schiefen Hüften“, ihrer „kurzen Taille“ und ihrem „latschigen Gang“ gesprochen hatte. Jede Unbeholfenheit war verschwunden, und so gleich er dem entpuppten Schmetterling, der lustig dahinflattert, sobald er Freiheit der Bewegung hat. Die großen Füße in schmale Lackstiefel gezwängt, den Nacken gespannt unter dem tadellosen Smoking, machte er, während er langsam die gelben, schon etwas angefetteten Glacés abstreifte seine Verbeugung überall dorthin, wo er bekannte Gesichter erblickte. Und wie angelernt folgten nach derselben Richtung die Worte: „Gnädige Frau . . . Gnädiges Fräulein . . .“ Zwar blickte ihm noch der Schall aus den Augen, jener gesunde, nordische Humor, mit dem er früher diese gesellschaftlichen Maskierungen verlästert hatte, aber schon schwamm er unbewußt mit in diesem leichten Strom, der für den Naturmenschen so gefährlich ist, weil er über unzählige, scharf geschliffene Klippen führt.

„Sie blühen wieder, Frau Professor. Wie machen Sie das bloß mit Ihrer ewigen Frische? Und dieses Kleid . . . Märchenhaft. Tausend und eine Nacht.“

Kämpfen staunte und bewunderte fast diese Leichtigkeit Lorenzens, mit der er sich so ernst über jene Schwächen anderer hinwegsetzte, die für den schoneitgewohnten Blick etwas Narrenhaftes hatten.

„Unverbesserlicher Schmeichler.“ Sie wollte tadeln, aber ihre klugen, dunklen Augen sprachen dagegen.

„Aber gewiß doch, gnädige Frau. So ein Kleid, wissen Sie, das ist wie ein Gedicht, verklärt durch die Dichterin, die da drin steckt.“

„Ei, ei. Na, ganz unrecht haben Sie nicht. Wird alles nach meiner Angabe komponiert.“

Lorenzen hob den blonden Kopf, der nichts mehr von dem einstigen Urwald zeigte. „So was ist immer furchtbar echt, nicht wahr, Herrmann?“

Selbst seine angestammten Redensarten hatten in dieser Umgebung etwas Liebenswürdigen, was seinen Nimbus nur erhöhte.

„Ihr Freund?“

Lorenzen nickte bedeutungsvoll; dann erst stellte er vor. Kämpfen, der im zugeknöpften, schwarzen Gebrod erwartungsvoll beiseite gestanden hatte, verbeugte sich leicht, ohne ein Wort zu finden; auch dann nicht, als sie ihm unter dem üblichen Geschwätz die Fingerspitzen reichte. Ihr Mann habe ihr bereits von ihm erzählt, und sie sei begierig gewesen, ihn kennen zu lernen; auch ihre Tochter habe ihr über die lustige Atelierwirtschaft berichtet. Sie wisse aus Erfahrung, wie es die Künstler trieben, die sich die Tageshelle manchmal abstehlen müßten. Das hänge alles mit dem Milieu zusammen, das die Menschen nun einmal mache; daher gebe es gerade unter den Bildhauern so viele unverdauliche Leutchen, die man am liebsten nur von weitem sehe.

„Ich sage Ihnen, mein Mann, der Professor, könnte davon ein Liedchen singen.“

Kämpfen hatte sich zu keinem Handkuß aufschwingen können, und so war sie schon halb gegen ihn eingenommen, ohne jedoch ihren Worten Anzüglichkeit beizulegen.

Er jedoch fühlte sich herausgefordert. „Das ist so die Anschauung der Modernen,“ knurrte er kühn hervor. „Wenn sie die eigne Schwäche fühlen, dann jammern sie über ihre Verhältnisse und ihre Umgebung. Ich denke darüber anders, Frau Professor. Der Starke wächst über die Verhältnisse hinaus, er läßt sich nicht unterkriegen von seiner Umgebung. Darum bleibt er auch. Die Schwachen sehen immer den Staub an ihren Füßen, die Starken achten nicht darauf, sie schreiten zum Gipfel, den Blick nach oben gerichtet.“

„Sehr hübsch gesagt,“ warf sie ein, aber mit der zerstreuten Miene einer Frau, die einen derartigen Ueberfall nicht recht begreift. „Sie sind wohl Kraftmenschen?“ Und ihr Trillerlachen folgte, das den Gästen stets ihre Nähe verriet.

„Ja, das ist er,“ lenkte Lorenzen ein, der erstaunt darüber war, wie rasch der Schweigsame den Mund aufriß. „Er könnte Steine verzehren, wenn es darauf ankäme.“

„Dann guten Appetit dazu!“ warf sie heiter ein.

Marianne war langsam herangebummelt gekommen und stand nach der Begrüßung neben der Mutter. Schon vorher hatte Kempen sie hinten in einem Lirausschnitt bemerkt, wie sie, bei einer Uniform stehend, fortwährend die Hände an das Haar brachte, so daß die losen Spitzenärmel über die schönen Unterarme fielen. In dem meergrünen Kleid schillerten die Goldfäden wie ein Netz von zarten Lichtstreifen, das sie, glitzernden Sonnenstrahlen gleich, mit sich schleppte.

„Leutnant Vorbusch bringt wieder recht abgestandene Sachen mit,“ sagte sie mit einem leisen, versteckten Gähnen hinter der Hand. „Manchmal hat er 'ne Troddel im Kopf.“

„Aber Kennchen, wie kannst Du nur —“

„Es ist wahr. Dieses ewige Honigschmierer wird langweilig. Man will doch mal was andres hören. . . Was macht die Kunst?“ wandte sie sich dann rasch an Lorenzen, während ihre beweglichen Augen auf Kempen gingen, dessen letzten Erguß sie vernommen hatte, und der ihr, nachdem Lorenzen wiederholt erbauliche Dinge von seinem Weiberhals erzählt hatte, jetzt noch mehr wie ein Wundertier erschien. Und so fuhr sie, nun zu ihm gewendet, in einem Atem fort: „Und Ihre Küche, Herr Kempen? Wie geht's da zu? Soll ich wieder einmal die Honneurs machen? Aber mich brauchen Sie wohl nicht mehr. Sie sollen ja jetzt ein nettes Hausstierchen haben, ein bildhübsches Modell. Ich verrate nicht, von wem ich's weiß. . . Herr Lorenzen, Sie sind ein ganz verstockter Mensch. . . Diese Bildhauer überhaupt, Mutter! Sie sind noch schrecklicher als die Maler. Na, Du weißt's ja. Kein Mädchen sollte so dumm sein, sich von ihnen heiraten zu lassen.“

Und sie maß Lorenzen mit einem kalten Blick, den er am besten verstand, ohne sich in seiner Verblüffung dagegen wehren zu können.

Endlich sagte er lachend, wobei er besonders an Kempen dachte: „Modelle sind Sache, nicht wahr, Frau Professor?“

„Nicht immer,“ warf Marianne aufgeklärt ein, ließ den Glanz ihres Kleides spielen und schritt fast schroff hinweg von ihm, einer einsamen Dame zu.

„Kommen Sie, Sie werden eine Ueberraschung erleben,“ sagte Frau Heille rasch gefaßt zu Lorenzen und reichte ihm ihren Arm, in den er sich einhakte.

Kempen folgte ihnen langsam, die Hände auf dem Rücken, durchaus nicht eingeschüchtert durch seine Umgebung. Trotzdem ihm diese ganze Welt fremd war, kannte er sie bereits aus Büchern, und so nicht anders hatte er sie sich vorgestellt. Stets ein wortfarger Mann, dem die harte Arbeit seiner Jugend Verschlossenheit auferlegt hatte, gebrauchte er um so mehr Augen und Ohren, um die Geheimnisse des Lebens zu enträtseln. Seine Innenwelt war so reich, daß er wie ein Blinder an dieser äußeren hätte vorübergehen können, ohne die Erkenntnis zu verlieren.

Sinter ihm öffnete sich wieder die Tür; ein Herr schlüpfte herein. Und einige Augenblicke sah er in dem Lichtschein des Eintrittsraumes den Diener stehen, wie er einer Dame half, sich auszuschälen. Dieser Mensch mit der spitzen Nase hatte ihn sonderbar gemustert nach Abnahme des Ueberziehers, dessen Ärmelfutter nicht mehr ganz zusammenhielt. Es war, als hätte er sagen wollen: „Wie kommst Du hier her?“ Lorenzen dagegen hatte er mit einer gewissen Ehrfurcht behandelt, wie man sie gern gesehenen Gästen entgegenbringt, deren Wert bereits feststeht.

(Fortsetzung folgt.)

## Protektion.

Aus dem Russischen.

Der Kreischulinspektor Fedor Petrowitsch Krasnuchin, der sich selbst stets als einen liberalen, gerechten Beamten hinzustellen pflegte, empfing in seiner Kanzlei den Lehrer Bremensky.

„Rein, Herr Bremensky,“ sagte er, „Ihre Entlassung ist unermesslich. Mit solch einer Stimme wie Sie kann man unmöglich weiter unterrichten. Wobei haben Sie denn Ihre Stimme verloren?“

„Ich war erkrankt, trank kaltes Bier. . .“ entgegnete der Lehrer heiser, fast tonlos.

„Welch ein Jammer! Da dient der Mensch nun vierzehn Jahre und plötzlich — solch ein Unglück! Der Teufel weiß, durch was für Kleinigkeiten man sich die Karriere verderben kann! . . . Was gedenken Sie nun weiter zu tun? Sie sind verheiratet?“

„Frau und zwei Kinder. . .“

Es trat eine Pause ein. Der Kreischulinspektor stand auf und ging erregt aus einer Ecke in die andere.

„Ja, ich weiß wahrhaftig nicht, was ich mit Ihnen anfangen soll?“ sagte er. „Lehrer können Sie nicht bleiben. Pensionsberechtigt sind Sie noch nicht. . . Sie der Willkür des Schicksals zu überlassen, ist andererseits auch nicht gut möglich: Sie sind doch immer einer der Unrigen, haben vierzehn Jahre gedient — folglich ist es unsere Pflicht, Ihnen zu helfen. . . Aber wie? Was kann ich für Sie tun?“

Wieder trat Schweigen ein. Der Vorgesetzte ging sinnend hin und her. Erdrückt von seinem Kummer, saß Bremensky auf einer Kante des Stuhles und dachte ebenfalls nach.

Plötzlich erglänzte das Gesicht des Kreischulinspektors vor Freude und er schnippte vergnügt mit den Fingern.

„Daß ich nicht früher darauf gekommen bin!“ wunderte er sich.

„Hören Sie, was ich Ihnen vorschlagen kann. . . Nächste Woche nimmt der Sekretär des hiesigen Waisenhauses seinen Abschied. Wenn Sie wollen, können Sie seine Stelle bekommen. Na, wollen Sie?“

Bremensky, der solch ein Glück nicht im entferntesten erwartet hatte, begann gleichfalls vor Freude zu strahlen.

„Also schön!“ sagte Fedor Petrowitsch. „Reichen Sie noch heute ein Gesuch ein.“

Nachdem Bremensky gegangen war, fühlte der Kreischulinspektor Erleichterung, sogar Vergnügen. Es war ihm angenehm, sich sagen zu dürfen, daß er eine gute, edle Tat vollbracht, daß er sich wieder einmal als liberalen, gerechten Beamten gezeigt hatte.

Als er, nach Hause zurückgekehrt, sich zu Tisch setzte, erinnerte sich seine Frau Kostasja Iwanowna plötzlich:

„Ach ja! Weinade hatt' ich vergessen! Gestern besuchte mich Nina Sergejewna. Sie verwendete sich für einen jungen Menschen. Sie sagte, im Waisenhaus werde eine Stelle frei. . .“

„Diese Stelle ist bereits einem anderen zugefaßt,“ unterbrach sie Fedor Petrowitsch und runzelte die Stirn. „Du kennst doch meinen Grundtag, nie eine Stelle nach Protektion zu besetzen?“

„Jawohl, jawohl, aber ich denke, für Nina Sergejewna kannst Du schon eine Ausnahme machen. Sie liebt uns wie eine Verwandte, ist immer so aufmerksam gegen uns, und wir haben uns bisher noch mit nichts revanchiert. Du darfst unter keinen Umständen „nein“ sagen, Fedja! Damit würdest Du sie und mich aufs tiefste verletzen!“

„Wen empfiehlt sie denn?“

„Poluchin.“

„Welchen Poluchin? Doch nicht etwa den, der Neujahr im Kasino den Tschakki spielte? Den Stuber — auf keinen Fall!“

Der Kreischulinspektor hörte auf zu essen.

„Auf keinen Fall!“ wiederholte er. „Gott soll mich bewahren!“

„Aber warum denn nicht?“

„Warum nicht? Weil. . . Begreife doch, Liebste, daß ein junger Mann, der nicht selbst für sich spricht, sondern sich hinter Weiberröden verkriecht, daß solch ein junger Mann ein Lump ist! Weshalb kommt er denn nicht her?“

Nach dem Essen legte sich Fedor Petrowitsch im Kabinett aufs Sofa und begann die eingelassenen Zeitungen und Briefe zu lesen.

„Mein lieber Fedor Petrowitsch!“ schrieb ihm die Frau des Bürgermeisters. „Sie sagten neulich, Sie schätzten mich als gewiegte Pädagogin und Menschenkennerin. Jetzt können Sie die Probe darauf machen. In den nächsten Tagen wird nämlich ein gewisser Poluchin, den ich als angenehmen jungen Mann schätze und achte, zu Ihnen kommen und sich um die Stelle des Waisenhausesekretärs bewerben. Ein sehr sympathischer junger Mann. Indem Sie ihm Ihr Interesse zuwenden, verpflichten Sie usw.“

„Auf keinen Fall!“ sagte der Kreischulinspektor zu sich. „Gott soll mich bewahren!“

Von nun ab verging nicht ein Tag, ohne daß er nicht Briefe erhielt, in welchen ihm Poluchin empfohlen wurde.

Eines schönen Morgens erschien Poluchin selbst, ein dicker, junger Mann mit rasiertem Jodapphysiognomie und im neuen, schwarzen Anzug.

„In Dienstangelegenheiten bin ich nur in der Kanzlei zu sprechen,“ sagte Fedor Petrowitsch trocken, nachdem er den Zweck des Besuches erfahren hatte.

„Entschuldigen Sie, aber unsere gemeinsamen Bekannten rieten mir, mich gerade hierher zu wenden.“

„Um . . .“ brummte Fedor Petrowitsch, voll Haß die Lackstiefel des jungen Mannes betrachtend. „Soviel ich weiß, ist Ihr Vater vermögend — weshalb bewerbend Sie sich also um diese Stelle, die nur ein so geringes Gehalt bringt?“

„Ich tue es nicht des Gehaltes wegen, sondern so . . . Es ist doch immer eine staatliche Anstellung. . .“

„Das allerdings. . . Aber ich weiß ja — nach einem Monat haben Sie die Geschichte satt, bleiben Sie einfach fort . . . Und inzwischen habe ich hier Kandidaten, für welche diese Stelle eine Lebensfrage ist . . . Arme Schlander, verstehen Sie, für die . . .“

„Es wird mir schon nicht überdrüssig werden . . .“ unterbrach Poljuchin. „Ehrenwort! Ich werde alle meine Kräfte einsetzen.“

Der Kreischulinspektor wurde böse. „Hören Sie!“ sagte er, verächtlich lächelnd. „Weshalb kamen Sie nicht direkt zu mir? Weshalb hielten Sie es für zweckmäßiger, zuerst die Damen vorzuschicken?“

„Ich wußte nicht, daß Ihnen das unangenehm sein würde . . .“ antwortete Poljuchin verwirrt. Uebrigens, wenn Sie den Empfehlungsbriefen keinen Wert beimessen, ich kann auch Zeugnisse vorlegen . . .“

Er zog ein Papier aus der Tasche und reichte es hin. Unter dem Zeugnis, das im Kanzleistiel abgefaßt war, stand die Unterschrift des Gouverneurs. Augencheinlich hatte der Gouverneur unterschrieben ohne zu lesen, vielleicht auch nur, um sich eine aufbringliche Dame vom Halbe zu schaffen.

Dagegen ist nichts zu machen . . . Ich füge mich . . . Ich gehe . . . dachte Fedor Petrowitsch, nachdem er das Zeugnis gelesen hatte, und seufzte. Nichts zu machen . . .

„Reichen Sie morgen Ihr Geißel ein!“ sagte er laut. Nachdem Poljuchin gegangen war, gab er sich ganz dem Gefühl des Widerwillens hin.

„Solch ein Unny!“ brummte er, aus einem Winkel in den anderen gehend. „Hat sein Stück doch durchgefressen! Solch ein nichtsnutziger Geißel! Solch ein Frauenjäger! Scheußal! Vieh!“

Er spuckte nach der Thür aus, hinter welcher Poljuchin verschwunden war, und wurde plötzlich sehr verwirrt, als im nächsten Moment durch diese Thür eine Dame, die Gattin des Gerichtspräsidenten eintrat.

„Ich komme nur auf eine Minute . . . nur auf eine Minute . . .“, begann die Dame. „Segen Sie sich, Verehrtester, und hören Sie genau zu . . . Die Sache ist nämlich die: bei Ihnen ist eine Stelle frei . . . Morgen oder noch heute wird ein junger Mann zu Ihnen kommen, ein gewisser Poljuchin . . .“

Die Dame plapperte weiter, und der Kreischulinspektor blickte sie mit trüben, verglasten Augen an, wie ein Mensch, der im Begriff ist, in Ohnmacht zu fallen. Blicke sie an und lächelte höflich.

Als er am anderen Tage Bremensky in seiner Kanzlei empfing, brachte er es nicht über sich, ihm die Wahrheit zu sagen. Er machte Ausflüchte, war verwirrt und wußte nicht, womit anfangen, was sagen? Er wollte sich bei dem Lehrer entschuldigen, ihm reinen Wein einschenken, aber seine Zunge war schwer, wie die eines Betrunknen, die Ohren brannten ihm wie Feuer, und er fühlte sich plötzlich gekränkt und beleidigt, weil er gezwungen war, solch eine unwürdige Rolle zu spielen — in seiner Kanzlei, vor seinen Untergebenen.

Er schlug plötzlich auf den Tisch, sprang auf und schrie böse: „Ich habe keine Stelle für Sie! Keim und abermals nein! Lassen Sie mich in Ruh! In Dreiteufelsnamen! Stören Sie mich nicht länger! Zum Sie mit den einzigen Gefallen und scheren Sie sich zum Henker!“

„Sprach's und lief aus der Kanzlei.“

Die Mehrzahl der tierischen und pflanzlichen Fette (Tal, Tran, Polmol, Krübel, Leinol usw.) sind Glycerin-Fettsäureverbindungen in der Weise, daß dem Glycerin drei Teile einer oder verschiedener Fettsäuren angelappelt sind. Von den in den Fetten enthaltenen Fettsäuren sind die Palmitin- und die Stearinsäure bei gewöhnlicher Temperatur fest, während die verwandte Oleinsäure flüchtig ist. Je mehr ein Fett von den ersteren enthält, um so fester ist es, wie leicht begreiflich ist; je mehr Oleinsäure es enthält, desto weicher ist es. Die verschiedene Konsistenz der zahlreichen Fettarten wird demnach durch ihren Gehalt an flüssigen oder festen Fettsäuren bestimmt. Ueber die genaue Chemie der Fette sind wir namentlich durch die Untersuchungen des verstorbenen französischen Chemikers Berthelot unterrichtet worden, dem es auch gelungen war, Fettsäuren und dadurch auch Fette auf künstlichem, auf synthetischem Wege herzustellen.

Alle Fette werden nun schon unter dem Einfluß des gewöhnlichen atmosphärischen Sauerstoffes zerlegt oder wenigstens zum Teil in ihre Bestandteile, Fettsäuren und Glycerin zerlegt. Auf diesem Umstand beruht das Ranzigwerden der Fette, das nichts weiter darstellt als eine Zerlegung einer mehr oder minder großen Fettmenge in Fettsäure und Glycerin. Auch die Butter ist ein tierisches Fett von sehr ähnlicher Zusammensetzung; von ihr kennen wir alle das Ranzigwerden, das sich durch einen unangenehmen Geschmack und widrigen Geruch des Fettes unseren Sinnen leicht bemerkbar macht. Tatsächlich beruht es auf einer Zerlegung des Fettes, auf dem Freiwerden der darin enthaltenen Fettsäuren. Die Spaltung der Fette in Glycerin und Fettsäuren kann nun auf künstlichem Wege beschleunigt werden; wenn man die freien Fettsäuren gewinnen will, etwa zur Stearinfabrikation, erhitzt man die Fette mit Kalk oder mit Schwefelsäure, die den Zerfall der Fette schnell herbeiführen. Auch gewisse Fermente, Stoffe, die eine starke Sprengwirkung haben, deren genaue chemische Zusammensetzung uns noch unbekannt ist, haben die Fähigkeit, Fette zu zerlegen. Einen solchen Stoff besitzen wir im Sekret unserer Bauchspeicheldrüse, mit dessen Hilfe die Fette der Nahrung, die an sich schwer verdaulich sind, in die leichter resorbierbaren Bestandteile zerlegt werden. Ein ähnlich wirkendes Ferment ist sodann in den Rizinusfasen vorhanden, die deshalb in der chemischen Großindustrie zur Spaltung der Fette, zur „Verseifung“, wie man den Vorgang genannt hat, benutzt werden.

Damit wollen wir uns den eigentlichen Seifen, den Natrium- und Kaliumsalzen der genannten Fettsäuren, wieder zuwenden. Wenn man nicht die freien Fettsäuren, sondern gleich die Seifen gewinnen will, erhitzt man die Fette mit Natronlauge oder mit Kaliumlauge und erhält je nachdem Natron- oder Kaliseifen, indem sich das Natrium oder Kalium der Laugen mit den durch die Erhitzung freigewordenen Fettsäuren verbindet. Die Fettarten werden dabei verzeift, in ihre Bestandteile zerlegt, und die Alkalien (Natrium, Kalium) verbinden sich mit den Fettsäuren, indem sie gleichzeitig Glycerin als ein wertvolles Nebenprodukt der Seifenfabrikation frei machen. Die Seifenfabrikation gehört zu den ältesten und größten Zweigen der chemischen Großindustrie, da die Seifen das Unverfälschteste zur Reinigung der menschlichen Haut darstellen, ebenso wie die Wäschereinigung nicht ohne Seife denkbar ist. Deshalb hat das vielzitierte Wort unseres großen Chemikers Justus Liebig seine Berechtigung, daß sich die Kulturhöhe eines Volkes an seinem jährlichen Seifenkonsum abschätzen läßt. Bei allen Kulturvölkern der Erde ist die Seife in gleichem Maße verbreitet und kann durch einen anderen Stoff nirgends ersetzt werden.

Worauf beruht nun die reinigende Wirkung der Seife? Wie die Fette sind auch die Seifen Verbindungen, die leicht in ihre Bestandteile zerlegt werden. Bei Berührung mit größeren Wassermengen, wie es beim Waschen der Fall ist, wird die Seife gespalten; es bildet sich dabei also freie Fettsäure und die entsprechende Lauge, Natron- oder Kalilauge. Auf der Bildung der Lauge beruht nun hauptsächlich die spezifische Seifenwirkung. Die Laugen haben nämlich die Eigenschaft, das verhornte Gewebe unserer Oberhaut zum Aufquellen zu bringen oder sogar aufzulösen. Die obersten Zellschichten der Epidermis (Oberhaut) werden beim Waschen nun leicht losgelöst und mit samt dem Schmutz, der an ihnen haftet, entfernt. Die Lauge hat zugleich die Eigenschaft, das Fett, das unserer Haut stets in dünner Schicht aufliegt, teils aus den Talgdrüsen der Haut stammt, teils aus verletzten Epidermiszellen entstanden ist, zu lösen und infolgedessen die Seifenlösung intensiver mit den tieferen Schichten der Oberhaut in Berührung zu bringen. Man kann sich in der Tat leicht davon überzeugen, daß jedesmal beim Waschen eine große Anzahl Epidermiszellen abgestoßen wird, wenn man sich die Mühe nimmt, das Waschwasser mikroskopisch zu untersuchen. Neben den zahlreichen Schmutz- und Staubpartikelchen, Bakterien und anderen Hautschmarotzern findet man stets darin eine reichliche Menge von verhornten Epidermiszellen. Die obersten Zellschichten unserer Haut haben bekanntlich die Fähigkeit zu verhornen und damit den zahlreichen Einflüssen, die überall auf unsere Haut von außen einströmen, einen besseren Widerstand zu leisten. Diese verhornten, meist schon abgestorbenen Zellen findet man stets im Waschwasser als Zeichen dafür, daß sie beim Waschprozeß losgerissen sind zusammen mit drüsigem Ausscheidungen der Haut und den zahlreichen an den obersten Zellen haftenden Schmutzpartikelchen.

Die reinigende Wirkung der Seife beruht demnach auf einem chemischen und einem mechanischen Prozeß, die sich vereinen, um die spezifische Seifenwirkung hervorzubringen. Der chemische ist

## Die Seifen und ihre physiologische Wirkung.

Ueber die Ursachen der Seifenwirkung auf die menschliche Haut hat man sich lange Zeit herumgestritten, bevor man zu einem übereinstimmenden Resultat gekommen ist. Um die Wirkung, die uns allen aus der täglichen Erfahrung gut bekannt ist, zu verstehen, wollen wir auf die Chemie der Seifen kurz eingehen.

Die Seifen sind Verbindungen gewisser Fettsäuren mit Natrium oder Kalium; die Natronseifen sind die festen, die Kaliseifen die weichen, auch als Schmierseifen bezeichneten Produkte der Seifenfabrikation. Die Natronseifen werden für feinere Zwecke, speziell für die Reinigung der menschlichen Haut verwendet, während die Schmierseifen einen größeren Reiz ausüben und infolgedessen, wie allen Hausfrauen bekannt ist, nur zur Reinigung solcher Gegenstände benutzt werden dürfen, die nicht überempfindlich sind. Immerhin gehört die menschliche Haut zu den Objekten, deren Behandlung eine gewisse Rücksicht erfordert; nur für ganz besondere Zwecke, wie wir noch sehen wollen, bedient man sich neuerdings auch hier der Schmierseifenbehandlung. Die wichtigsten Fettsäuren, die in den Seifen vorhanden sind, sind die Palmitin-, die Stearin- und die Oleinsäure, die zugleich einen Hauptbestandteil der meisten tierischen und pflanzlichen Fette bilden. Diese Ueber einstimmung beruht nicht auf einem Zufall, sondern findet ihre Erklärung darin, daß die Seifen bei der Großfabrikation aus Fetten, die man zum Zweck der Verseifung einem besonderen Verfahren unterwirft, gewonnen werden.

Die Spaltung der Seife in Fettsäure und Lauge, insbesondere der Einfluß der letzteren auf die Zellen des lebenden Gewebes; der mechanische Prozeß wird durch das Reiben dargestellt, vermittelt dessen die oberflächlichen Hautschichten, die durch den chemischen Einfluß gelockert sind, losgetrennt werden. Der eine Vorgang ohne den anderen ist unwirksam. Bloßes Reiben mit einfachem Wasser, dem nicht die chemische Wirkung der Seife hinzugefügt ist, vermag es ebensowenig wie die Seifenspülung allein eine gründliche Reinigung herbeizuführen, sondern es muß eben zur Erreichung der Wirkung der mechanische Einfluß des Reibens mit dem chemischen der in der Seife enthaltenen Lauge vereinigt werden. Man wird sich fragen, warum man nicht die Lauge selbst für die Zwecke der Reinigung benützt. Das hat seinen Grund darin, daß sich bei der Lösung der Seife nur eine verhältnismäßig geringe Menge freier Lauge bildet, die außerdem auf ein großes Quantum Wasser verteilt ist. Durch die Verwendung der Seife wird also bewirkt, daß das freie Alkali, die Lauge, stets nur in geringer Konzentration mit der Haut in Berührung kommt, während beim direkten Gebrauch der Kali- oder Natronlauge die zulässige Konzentration eher überschritten werden kann. Ein anderer Vorteil der Seife besteht darin, daß durch den Feitanteil, der mit Wasser den Seifenschäum bildet, eine sehr milde Wirkung ausgeübt und die reizende Wirkung der freien Lauge ausgeglichen wird. Will man besonders milde Seifen erhalten, so setzt man noch einen Ueberschuß von Fett hinzu; auf diese Weise entstehen die sogenannten überfetteten Seifen, die in letzter Zeit viel benützt werden. Je mehr freie Lauge hingegen eine Seife enthält, desto intensiver ist ihre Wirkung; deshalb reizen die alkalireichen Schmierseifen die Haut viel mehr als die festen Seifen und werden speziell für die Zwecke der Hautreinigung nicht gern benützt.

In medizinischer Hinsicht finden die Seifen bei gewissen Hautkrankheiten Verwendung, bei denen es sich darum handelt, die obersten erkrankten Hautschichten zu entfernen und die tieferen den Medikamenten, die der Seife einverleibt sind, zugänglich zu machen. Teer, Schwefel, Naphthol, Jod und zahlreiche andere Medikamente, die zu äußerlichem Gebrauch bestimmt sind, werden den Seifen beigemischt und können so in einfachster Weise mit dem Waschen zur Wirkung kommen, ohne daß eine besondere Prozedur notwendig ist. Am stärksten reinigend wirken die weichen Kaliseifen, die Schmierseifen, die, wie wir sahen, verhältnismäßig viel freie Lauge enthalten; da die Arzneiseifen, die zur Behandlung von Hautkrankheiten Anwendung finden, meist wegen des oft chronischen Charakters der Hautaffektionen längere Zeit hintereinander benützt werden müssen, bedient man sich für sie als Seifengrundlage nicht der reizenden Kali-, sondern der festen Natronseifen oder sogar der überfetteten Seifen, die besonders milde wirken. Neuerdings benützt man hingegen die grüne (Kali-) Seife mit Erfolg bei gewissen Arten von Tuberkulose; bei den sehr häufigen tuberkulösen Erkrankungen der Drüsen der Haut werden Einreibungen mit Schmierseife vorgenommen, die oft von günstigem Einfluß auf den Zustand des Patienten sein sollen. Die Seife wird an beliebiger Stelle der Haut eingerieben, nicht auf der erkrankten Stelle selbst; die Besserung des Zustandes kann also nicht einer örtlichen Einwirkung zugeschrieben werden, sondern einer Allgemeinwirkung der Seife auf den Organismus. Dadurch, daß die Seife fest in die Haut eingerieben wird, gelangt sie in den Blutkreislauf und vermag nun eine allgemeine Wirkung auszuüben. Worauf diese beruht, ist indes heute noch unbekannt.

Innerlich finden die Seifen nur selten Verwendung. Immerhin ist eine Lösung von grüner Seife ein wirksames Gegenmittel bei Vergiftungen mit Säuren irgendwelcher Art; das Alkali, das in einer Seifenlösung in größerer Menge frei geworden ist, ist das natürliche Mittel, Säuren zu binden. Aus den stark ätzenden, leicht resorbierbaren Säuren entstehen alsdann die schwer resorbierbaren, d. h. nur schwer in den Blutkreislauf gelangenden Natrium- oder Kaliumsalze der betreffenden Säuren, die keinen so verheerenden Einfluß auf die Schleimhäute haben wie die Säuren selbst. Da die Seifen auch die Darmbewegung anregen und infolgedessen Kotentleerung veranlassen, werden sie besonders gern zu Klystieren in den Mastdarm, in selteneren Fällen auch zur Verflüssigung von Abführmitteln benützt.

Alle diese Anwendungsweisen der Seife sind indes bedeutungslos gegenüber ihrer allgemeinen Wichtigkeit als Reinigungsmittel. Diesem Zwecke dienen die Seifen seit uralter Zeit; man sagt, daß schon die alten Germanen das Seifensieden verstanden und die reinigende Wirkung der Seifen zu schätzen wußten. Heute sind wir in die Chemie der Seifen tiefer eingedrungen und wissen, daß ihre spezifische Wirkung hauptsächlich der Anwesenheit der freien Lauge, die sich bei der Auflösung der Seife in Wasser bildet, verdankt wird, wenn freilich auch der Fettbestandteil der Seifen nicht bedeutungslos ist.

Georg Wolff.

### Schach.

Unter Leitung von S. Kapin.

Schachnachrichten. Der Berliner Arbeiter-Schachklub ist um noch zwei Abteilungen bereichert worden: „Niedorf III“, Wildenbruchstr. 56 bei Nau, Freitag, und „Süd-Ost“ Reichenergerstr. 86 bei Ritzke, Freitag. — Seit vorigem Jahre ist die gesamte Mitgliederzahl des Berliner Arbeiter-Schachklubs um mehr als

100 Proz. gestiegen. Am 15. November fand die Generalversammlung der „Märkischen Arbeiter-Schachvereinigung“ statt, in der unter anderem Schritte zur Gründung eines allgemeinen Arbeiter-Schachbundes beschlossen wurden.

Am 16. November wurde in Kellers Festhöl ein Massentwettkampf ausgefochten. Es wurde an 103 (!) Brettern gleichzeitig gespielt. Außer den 206 Spielern waren aber noch über 300 Zuschauer anwesend. Es wurden auch zwei Blindlingspartien ausgetragen: Ellison gewann gegen Rlose und Danstie gegen Zuchhardt. Die letztere Partie nahm folgenden Verlauf: 1. d4, d5; 2. c4, e5; 3. d×e5, d4; 4. Sd2, c5; 5. Sg3, Sd6; 6. Sb3, f6; 7. e×f6, S×f6; 8. e3, Lg4; 9. e×d4, c×d4; 10. Sb×d4, L×f3; 11. S×f3, D×d1†; 12. K×d1, 0—0—0; 13. Kc2, Sb4†; 14. Kb3, Td1; 15. g3, Le7?; Lh3†, Td7; 17. Se5, Thd8; 18. Lg5, h6; 19. L×f6, L×f6; 20. S×d7. Schwarz gibt auf.

Im Wettkampfe Lasster-Janowski sind bisher sieben Partien gespielt worden. Stand: Lasster +3, Janowski 0, Remisen 3, Abgebrocken 1. Die 3. Matchpartie dauerte 101 Züge und wurde remis. Nachstehend der Verlauf (Lasster, Weiß): 1. d4, d5; 2. c4, e6; 3. Sc3, Sf6 (c5!); 4. Lg5, Le7; 5. e3, 0—0; 6. Ld3, Sbd7; 7. Sf3, b6; 8. c×d5, e×d5; 9. 0—0, Lb7; 10. De2, c5; 11. Tad1, Se4 (c4!); 12. L×e7, D×e7; 13. La6, Le6; 14. Lb5, S×c3; 15. b×c3, Lb7; 16. La6, Sf6 (Le6 würde mit 04 beantwortet sein); 17. L×b7, D×b7; 18. d×c5, b×c5; 19. c4, Da6; 20. Dc2, d×c4; 21. Te1, c3; 22. D×c2, Se4 (D×a2!); 23. Dc2, Te8; 24. Tfd1, Df6?; 25. Se1, Tac8; 26. Sd3, c4; 27. Sf4, c3; 28. Sd5, De5; 29. f3, Sf6; 30. e4, S×d5; 31. T×d5, Df6; 32. Td3, Db6†; 33. Kh1, Da5; 34. h3, h6; 35. T×c3, T×c3; 36. D×c3, D×a2; 37. Ta1, De2? (Df2!); 38. Da5!, Ta8?; 39. Dd5, Tf8; 40. T×a7. Trotz des Mehrbesitzes des Bauern wurde die wenig interessante Partie nach weiteren 60 Zügen doch remis. Der Mehrbesitz eines einzigen Bauern pflegt nämlich, wenn noch Figuren auf dem Brette vorhanden sind, nur dann zu entscheiden, wann die Bauernstellung auf beiden Flügeln verteilt ist. Dann ist die stärkere Partei meistens in der Lage, sich einen Freibauern zu verschaffen, der den feindlichen König vom anderen Flügel ablenkt.

4. Matchpartie (Janowski, Weiß): 1. d4, d5; 2. Sf3, Sf6; 3. e3, c5 (Lf5!); 4. c4, e6; 5. Ld3 (Sc3!); 5. . . . . Sd6; 6. 0—0, d×c4; 7. L×c4, a6; 8. a4? (Verhindert zwar b7—b5, schafft aber dem Gegner den Eintritt nach b4. Besser Sc3!); 8. . . . . Le7; 9. Sc3, 0—0; 10. b3, c×d4; 11. e×d4, Sd4; 12. Lb2, b6; 13. De2, Lb7; 14. Tad1, Sfd5; 15. Se5, Sf4; 16. Dg4, Sbd5 (S×g2? scheidet an S×f7! nebst ev. L×e6); 17. S×d5, S×d5; 18. Tf6! (besser Le1 nebst ev. f2—f4—f5 zc.); 18. . . . . Lb4; 19. Te2, Te8; 20. f4, Te7; 21. f5? (Der Zug, der einen Bauer kostet, war besser mit Tf1 zu ersetzen); 21. . . . . h5!; 22. D×h5? (Dg3 war verhältnismäßig am besten); 22. . . . . Sf4; 23. Dg4, S×e2†; 24. D×e2, e×f5; 25. Dh5, Ld5; 26. Td3? (D×f5!) 26. . . . . f6; 27. Th3? (die rascheste Todesart. Sf3! hätte noch eine lange Agonie ermöglicht); 27. . . . . f×e5; 28. Dh7†, Kf7; 29. D×f5†, Ke8; 30. Dh5†, Lf7; 31. D×e5†, De7. Nun hat Weiß ausgetobt und gibt mit einem Turm weniger auf.

### Damengambit.

5. Matchpartie vom 19. November.

Dr. E. Lasster. D. Janowski.

- 1. d2—d4            d7—d5
- 2. c2—c4            e7—e6
- 3. Sb1—c3          c7—c5
- 4. e4×d5            . . . . .

In unserer Glosse vom 19. November (1. Partie) machten wir auf 4. Sf3, Sf6; 5. e×d5\* (Lf4!) 5. . . . . S×d5 aufmerksam. (6. e4, S×c3; 7. b×c3, c×d4; 8. e×d4, Lb4†; 9. Ld2, L×d2†; 10. D×d2, 0—0 zc.) Dr. Lasster sucht diese Wendung zu vermeiden. Es ist aber parteiloser, mit 4. Sf3!, Sf6; 5. Lf4! den Bauerntausch auf d5 zu unterlassen, um den Le8 nicht zu betreten.

- 4. . . . .            e6×d5
- 5. Sg1—f3          Le8—e6
- 6. e2—e4          . . . . .

Gesünder ist Lf4 nebst e3.

- 6. . . . .            d5×e4
- 7. Sc3×e4          Sb9—c6
- 8. Lc1—e3          . . . . .

Besser S×e5.

- 8. . . . .            c5×d4
- 9. Sf3×d4          . . . . .

L×d4 kam in Betracht.

- 9. . . . .            Dd8—a5†
- 10. Se4—c3?        . . . . .

Ein grober Fehler, der die Partie kosten sollte. Am Platze war Dd2 oder Sd2.

- 10. . . . .            0—0—0
- 11. a2—a3          Sg8—h6

11. . . . . Le5! gewann sofort.

- 3. B.: 12. b4, L×d4; 13. b×a5, L×c3†; 14. Ld2, T×d2 zc.
- 12. b2—b4          Da5—e5

Auch hier konnte Schwarz mit 12. . . . . L×b4!; 13. a×b4, D×b4 zc. leicht gewinnen.

- 13. Sc3—b5          Sb6—f5
- Auf 13. . . . . a6? folgt 14. Dc1 zc.
- 14. Ta1—c1          Sf5×e3
- 15. f2×e3            De5×e3†
- 16. Lf1—e2          Lf8—e7

In Betracht kam Ld6. 3. B.:

- 16. . . . .            Ld6; 17. Tc3, De4;
- 18. 0—0? Le5 zc.
- 17. Tc1—c3          Le7—h4†??

Verliert sofort. Mit 17. . . . . D×c3†!; 18. S×c3, S×d4 war die Partie noch sehr gut spielbar.

- 18. g2—g3          De3—e4
- 19. 0—0            Lh4—f6
- 20. Tf1×f6!          g7×f6
- 21. Le2—f3          De4—e5
- 22. Sc6—a7†        Kc8—c7
- 23. Sa7×c6          b7×c6
- 24. Te1×c6†        Kc7—b8
- 25. Tc6—b6†        Kb8—c8
- 26. Dd1—c1†        Kc8—d7
- 27. Sd4×e6          f7×e6
- 28. Tb6—b7†        Kd7—e8
- 29. Lf3—c6†        Aufgegeben.

Eine lebhaft und interessante, aber beiderseits schlecht gespielte Partie. Dr. Lasster sann von Glück sagen, daß er sie nicht verloren hat.